

Nr. 188. Bromberg, den 2. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.
(18. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

Im U-Boot unter Kranken.

Ein Geräusch weckte ihn. Irgendein schnarrendes, kratzendes Geräusch. Er blinzelte mit den Lidern. Eine ungeduldige Hand rumorte an dem Schloß jener Schlafkiste herum. Nach einiger Zeit wurde der Deckel zurückgeschlagen. Klaus stellte sich schlafend und markierte den Morphiumbetäubten. Derbe Fäuste zerrten ihn aus der Kiste, trugen ihn fort und ließen ihn wenig sanft irgendwo auf eine harte Unterlage gleiten.

Nach einer Weile hob Klaus behutsam die Lider ein bißchen in die Höhe und traf die Feststellung, daß er sich mit den andern Acht in einem niederen, mäßig großen Raum auf einer hölzernen Pritsche befand. Der Raum war sehr hell, sein Licht kam von der Decke. Sanders acht Leidensgefährten röchelten in einem traumvollen, bleiernen Schlaf. Sie mußten eine anständige Portion des Giftes empfangen haben. In einer Ecke lümmelte ein Mann, der einen weißen Wärterkittel und die Arme eines Gorilla hatte.

Klaus überlegte, ob er weiterschlafen oder den Erwachten mimen solle. Er entschloß sich zu letzterem. Neugierde verbrannte sein Blut. Er gähnte geräuschvoll und spreizte die Augendeckel auseinander.

Der Gorilla brummte aus seiner Ecke:

„Seht an, eins von den Herrschaften geruht bereits zu erwachen! Habt wohl zu wenig Morphium gekriegt, Master?“

Klaus gähnte abermals. Dann streckte er sich und riß die Augen vollends auf. „Ich . . . Morphium . . . . wie?“

„Yes, Ihr! Was fehlt Euch denn eigentlich? Ihr seht verdammt gesund aus, Master“, erwidecte der Gorilla.

„Mir?“

„Ich, mir? Laßt endlich das alberne Gefrage. Was Euch fehlt, will ich wissen!“

„Gallensteine. Einer davon ist wie ein Taubenei“, log Sander kaltblütig. „Erlaubt übrigens eine Erkundigung. Warum ist denn unser Saal mit einem Male so ganz anders? Und wo ist denn Smith?“ Er tat wie aus den Wolken gefallen.

Der Gorilla grinste. Sein Maul ging bis an die Ohren. Sein Gelächter rollte wie eine Ozeanwoge durch den engen Raum:

„Freundchen, ich muß Euch die Mitteilung machen, daß Ihr einen kleinen Lokalwechsel durchgemacht habt. Ihr seid auf einem U-Boot. Ihr dürft in die Sommerfrische und ich bin der neue Wärter. Macht doch kein so hundsdummes Gesicht, Mann.“

„In die Sommer—fri—sche?“

„Wenn ich sage. Aber jetzt haltet gefälligst das Maul, Master; sonst weckt Ihr mir noch die anderen auf. Je länger die Brüder pennen, desto besser.“ Damit entfernte er sich und schloß die Kabinentüre hinter sich zu.

Sander kraute sich den Schädel. Also per U-Boot besorgt diese Bande ihre Geschäfte! Die Leute sind auf der Höhe, das kann man ruhig behaupten. Das neue Abenteuer reizte ihn immer mehr. Kein Quentchen Furcht war in ihm. Sein kühn gekerbtes Gesicht drückte die eiserne Entschlossenheit aus, das Mysterium der Isla del diablo um jeden Preis zu entschleiern.

Klaus Sander verlebte nun schon den vierten Tag in dem stählernen Bauch des Tauchbootes. Seine Gefährten hatten zu viel mit ihrem Leiden zu tun, um passable Gesellschafter abzugeben. Ihnen ging die volle Tragweite ihrer Lage kaum auf. Sie ergaben sich wie geprügelte Hunde in die Seltsamkeit ihres Schicksals. Auf ihre wiederholten Fragen nach dem Wohin der Reise gab das Schiffspersonal keine oder nur unbefriedigende Antworten. Sander fand diese Fahrt ungeheuer stumpfsinnig. Irgendwelche Feststellungen und Beobachtungen konnte er als halb und halb Gefangener nicht machen. Er hatte keine Ahnung, wohin sie fuhren. Es konnte ebensogut nach Norden wie nach Süden oder Osten gehen.

Am Abend des vierten Tages täuschte er einen Anfall von Gallensteinkolik vor, worauf der Wärter nach der Morphiumspritze rannte. Klaus winkte ab und wimmerte, der Anfall werde auch so vorübergehen. Er kenne seine Natur. Ob man ihn nicht ein wenig an die frische Luft führen wolle?

„Geht nicht“, sagte der Wärter. „Wir fahren doch untergetaucht, Master. Übrigens sind wir morgen sowieso am Ziel.“

Jetzt wußte Klaus, was er wissen wollte.

Kapitel 12.

Ankunft auf der Insel.

Klaus schritt als letzter in dem kleinen Zug gestreifter Kittel, der sich im Gänsemarsch nach dem Innern der Isla del diablo bewegte. Es war eine traurige Karawane. Den Beschluß machten Ishi, der gelbe Kapitän, und eine ausgemergelte Latte, die „Gouverneur“ tituliert und sehr hofiert wurde. An der widerlich hohen Stimme und dem befehlsgewohnten Ton erkannte Klaus unschwer jenen Mr. Hangman auf Welle 2210. Der Kerl kam zweifellos als ein Mitschuldiger an Peters Entführung, wenn nicht als Haupttäter in Betracht. Es hieß abwarten.

Während des Marsches durch das Hafenviertel der Insel ließ Sander seine Augen wie ein Wiesel nach allen Seiten gehen. Er war nicht weniger verblüfft als Peter über das, was er sah. Die Anlage des Ganzen imponierte ihm, wenngleich er sich über die Zusammenhänge nicht recht klar war. Eines schien sicher: man befand sich im Bereiche Mr. Hangmans, also auf jener Insel, wo vermutlich auch Peter weilte.

An einer Straßenkreuzung stand ein dunkelhäutiges, hübsches Singhalesenmädchen und betrachtete mit unverhohlener Neugier die sonderbare Krankenkarawane. Die Kleine hatte den schokoladenbraunen Arm um den Stamm einer Galebpalme geschlungen, ein safrangelber Sarong umhüllte ihre geschmeidigen Glieder. Die schwarzen, straffen Haare waren an den Kopf gescheitelt.

Als Sander vorüberschritt, stutzte sie. Diese kraftvolle Figur stimmte nicht in die Reihe wandelnder Ruinen. Sein männlich ernstes Gesicht imponierte ihr. Langsam zog sie die blutrote Lippe von den Zähnen und lächelte ihm zu. Er nickte freundlich hinüber.

Der Gouverneur, dem dieses Intermezzo nicht entging, rief scheltend: „Pack' dich, Attimeh! Du weißt, daß ich müßiges Gaffen nicht dulde.“

Die mokkabraunen Augen des Mädchens funkelten böse. Sie nahm den Arm von der Palme, duckte den Kopf und verschwand in ein kleines ockergelb getünchtes Haus, das grüne Jalousien hatte. Klaus sah es ganz deutlich. Im übrigen vergaß er bald diesen unbedeutenden Zwischen-

fall. Denn die vielseitigen und bizarren Eindrücke dieser Inselstadt verdrängten alles andere.

Je länger der Marsch dauerte, desto größer wurde sein Erstaunen. Das Bewußtsein, in der nächsten Nähe Peters zu sein, erregte ihn heftig. Als der kleine Zug die Mittelstadt durchquerte, tobte ihnen der hundertfältige Lärm einer Fabrikanlage entgegen. Sirenen jaulten, Pfeifen schrillten, Eisen klirrte, Kessel sangen . . . eine geschäftige Hölle tat sich auf und nahm ihre Trommelfelle zwischen die Backen einer Zange. Ein Gemisch der verschiedensten Rassen fungierte als Arbeiter und machte die ethnographische Bestimmung der Insellage zur Unmöglichkeit. Diese tolle Isla konnte ebensogut in der Südsee wie im Karibischen Meer liegen. Chinesen, Japse, Neger, Rothäute und Europäer quirlten durcheinander. Aber jeder schien seinen streng abgezirkelten Pflichtenkreis zu haben, dem er mit Anspannung aller Kräfte oblag. Nirgends sah man Faulpelze, allen troff der Schweiß von den Stirnen. Eine merkwürdige Stadt! — dachte Klaus.

Endlich gelangten sie nach dem obersten Teil der Siedlung, der sich als Medizinerviertel entpuppte. Riesige Gebäude, die nichts anderes sein konnten als Krankenhäuser, wechselten mit Wellblechbaracken, Erholungsanlagen und Gärten von wahrhaft tropischer Pracht. Vor einem dieser vielfenstrigen, hellen Häuser mußten sie halten, wie eine Herde Schafe. Das Portal trug die Inschrift: „Hospital“. Weißbekittelte Wärter stürzten heraus und erhielten von Mr. Hangman ihre Weisungen. Bald darauf sahen sich die Kranken voneinander getrennt und den verschiedenen Stationen zugeführt.

Klaus bekam einen agilen, kleinen Kastilianer zum Begleiter, der wie eine geschäftige Ratte vor und neben ihm hertrippelte und ihn in ein im zweiten Stock gelegenes Zimmer brachte, in dem sechs unbelegte Betten standen. Der Wärter bedeutete Klaus in einem sehr mangelhaften Englisch sich auszukleiden und in eins der leeren Betten zu legen. Der Stationsarzt käme gleich. Sander hatte keine Veranlassung, den Mann darauf aufmerksam zu machen, daß er selbst fließend Spanisch spreche. „Das kann nett werden“ dachte Klaus, dem seine Rolle unbequem zu werden anfing.

„Ihr seid der „Gallenstein, nicht wahr?“ fragte die Ratte.

„Well.“

„Wie groß?“

„1 Meter 75.“

Der Wächter glotzte. Dann begriff er erst. „Ich meine, der Stein?“

„Ach so“, tat Klaus unschuldig. „Mein Gallenstein hat die Größe eines kleinen Hühnereis“, log er unverschämt und machte dabei ein tiefernstes Gesicht.

„Unglaublich“, schüttelte der Wärter den Kopf. „Schmerzen?“

„Zuweilen. Momentan nicht.“

„Schade. Sonst hätte ich Euch eine Spritze gegeben; es ist das erstemal. Ich war früher in der Platingrube, müßt Ihr wissen.“ Die Ratte schien ein ebenso gemütvolles, wie gesprächiges Exemplar zu sein. Klaus erkundigte sich: „Welcher Arzt kommt denn? Etwa Professor Sander? Ich habe den Namen vorhin gehört.“ Seine Nerven waren zum Reißen gespannt. Es war eine Frechheit sondergleichen, Peters Namen schon in der ersten Minute zu gebrauchen. Aber helf, was helfen mag. Hoffentlich wurde der Kerl nicht stutzig. Klaus fühlte, wie sein Herz bis in den Hals klopfte.

Der Wärter schien jedoch nicht verwundert. Er sagte nur:

„Der deutsche Professor? Nein. Der bearbeitet meines Wissens nur physiologische Sachen und wohnt in dem Gebäude da drüben, das Ihr vom Fenster aus seht. Nein, der diese Station hat, ist ein Russe, ein Dr. Petrowitsch.“ Damit schob der Kastilianer Klaus ein Thermometer in die Achselhöhle.

Sander mußte an sich halten, nicht aufzuschreien vor Erlöstheit und vor Freude. Peter also wirklich hier! Gleich da drüben in dem Hause mit dem gläsernen Vorbau! Er schloß einen Moment die Augen, um mit dieser wichtigen Tatsache fertig zu werden. Eine Minute, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Er erwiderte gleichgültig:

„Petrowitsch? Kenne ich nicht.“

In diesem Augenblick ging die Türe und der Arzt trat herein. Er trug einen schwarzen Vollbart und hatte melancholische, tiefliegende Augen. Er schien schweigsam wie ein Marabu. Während er Sander untersuchte, gebrauchte er keine zehn Worte. Schließlich wendete er sich an den Wärter.

„Der Mann wird morgen geröntgt. So ist nichts zu finden.“ Damit ging er.

Das wird reizend, dachte Klaus und beschloß, so rasch wie nur möglich vorzugehen. Die Sache vertrug kein langsames Tempo. Denn zu einer Durchleuchtung durfte er es nicht kommen lassen. Sonst lag der ganze Schwindel klar zutage.

Die Brüder.

Irgendwo schlug eine Uhr Mitternacht. Klaus Sander lauschte, das Ohr an die Türe gepreßt, die seiner Ansicht nach zu Peters Schlafzimmer gehören mußte. Er war durch viele Korridore, über viele Treppenstufen bis hierher geschlichen, ohne daß ihm jemand begegnet wäre. In der Ferne verhallte der Tritt eines wachthabenden Wärters oder Polizisten. Klaus war kühl bis an die Fingerspitzen, nicht die kleinste Muskel zuckte an ihm, obwohl Erschütterndes vor und hinter ihm lag. Er hatte Peter gesehen! Vor einigen Stunden, an einem Fenster des bewußten Hauses, im Schlafanzug, es war kein Irrtum möglich. Er hatte auf dem Bettrand gesessen und plötzlich war Peter an einem der Fenster drüben erschienen, eine Viertelminute nur, aber sie genügte.

Klaus bohrte seine Sinne in das Holz der Türfüllung wie gespitzte Bleistifte. Atemzüge, Peters Atemzüge! Nur Peter atmete so tief und sonor. Eine dünne Scheibe Holz trennte ihn von dem Bruder. Wie würde Peter aussehen? Man mußte ein Ende machen

Er schabte vorsichtig mit dem Fingernagel am Türpfosten. Wartete eine halbe Minute. Lachhaft! — dachte er. Davon erwacht keine Fliege. Er begann zu pochen, erst leise, dann stärker. Das gedämpfte Hämmern seiner Fäuste zersprengte die Stille. Endlich! Drinnen raschelte es, und eine schlaftrunkene Stimme fragte:

„Was ist los?“

Klaus sog diese entbehrte Stimme glücklich in sich hinein. „Peter — Peter, ich bin's — Klaus. Mach' auf, Peter!“

Drinnen erscholl ein unterdrückter Schrei. Eine Bettlade knarrte, bloße Füße tappten an die Türe, hastige Hände suchten den Riegel und dann stürzten sich zwei Augenpaare entgegen —

„Komm herein“, keuchte Peter und ein Zucken ging über sein hager gewordenes, nervöses Gesicht. Er war fertig, ganz fertig und weinte wie ein Kind. Er wiederholte immerzu: „Klaus ist da, mein Klaus. Man soll es nicht glauben.“ Seine Stimme war wie der Ton einer gesprungenen Glocke, bellend vor Erregung . . . Peter gebärdete sich wie ein Kind, das die verlorene Mutter gefunden hat.

Auch Klaus war voll Bewegung. Er schlang den Arm um des Bruders Nacken und verbarg seine Rührung hinter einer burschikosen Geste. Er klopfte dem Bruder auf die Schulter und sagte:

„Du siehst nicht gut aus, alter Junge.“

„Das ist das Heimweh, Klaus, und die Ungewißheit und der Zwang. Ich habe Fürchterliches erlebt. Sag mir, Klaus, was macht Gussy? Wie geht's den Kindern?“

„Gesund, alles gesund, alter Junge; von der Sehnsucht nach dir und so weiter abgesehen. Daß ich hier bin, verdankst du Gussy, die mich bat, dich zu suchen. Laß dich durch meinen sonderbaren Aufzug nicht irritieren. Ich bin vollkommen freiwillig hier. Werde alles sofort erklären, aber eine Frage zuvor: können wir hier gestört werden? Nicht? Schön. Vorsichtshalber will ich aber doch abriegeln.“ Bei Klaus brach schon wieder die Berechnung durch.

Peter war noch immer ganz fassungslos. Mit starren Augen folgte er dem Bruder an die Türe. Er fragte stockend:

„Wie hast du mich denn überhaupt finden können? Unbegreiflich ist das. Wie ein Wunder.“

„Wie? Einfach war es gerade nicht, lieber Peter, das kann ich dir versichern. Ich habe meine fünf Sinne verdammt zusammennehmen müssen, von Lugano bis zu deiner Insel ware ein ekliger Weg. Aber mit solchen Dialogen kommen wir nicht weiter. Paß auf, Peter. Wir haben jetzt halb eins. In zwei Stunden muß alles erledigt sein. Was wir erfahren wollen, ist eine lückenlose Erzählung unserer beiderseitigen Erlebnisse, möglichst chronologisch geordnet. Du beginnst. Wir sind in Lugano, Gussy am Comersee. Los!“ Klaus setzte sich bequem auf einen Stuhl und überkreuzte die Beine. Sogar eine Pfeife begann er sich zu stopfen.

Und Peter berichtete. Er ging der Reihe nach vor und ließ nicht das Geringste aus. Er erwähnte das Vitalin, Mr. Devil und das Hypnal, den Satan II und die Verhältnisse auf der Insel. Er grub in seinem Gedächtnis, und wenn er versagte, kam ihm Klaus mit Fragen zu Hilfe. Natürlich befaßte er sich besonders eingehend mit der Beschreibung von der Persönlichkeit des Amerikaners und dessen Wirken.

Mehr als einmal sprang Klaus erregt in die Höhe und unternahm gedankenvoll eine Wanderung durch das Zimmer. Rätsel, die ihn seit Wochen wie Sphinxe umgaben, fanden mit einem Schlag ihre Lösung. Er lebte Peters ganze Fahrt tatsächlich mit. Daneben kombinierte er fieberhaft, stellte Hypothesen auf und verwarf sie, sein Hirn ar-

beitete wie eine wahnsinnig gehetzte Maschine ... also so, so, so war es und nicht etwa so — dachte er immer wieder.

Peter war zu Ende. Erschöpft ließ er sich auf den Bettrand fallen. Es war keine Kleinigkeit, das Grauen dieser Tage zu rekapitulieren, gewissermaßen objektiv nachzuzeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Skizze von Fritz Semper.

Wann ihm die Idee gekommen, er vermochte es selbst nicht zu sagen. Es begann, daß in ihm, der aus gut bürgerlichem Hause stammte, mit einem Male eine unbezwingliche, zähe Sehnsucht nach leidendem, wildem Wandern aufging. Eines Tages verschwand er aus Haus und Schule.

Er wurde zurückgebracht. Gebändigt, geschlagen, mit zertretener Selbstachtung lebte er ein schweigsames, wiederum heftig sprudelndes Leben. In einsamen, selbstgrüblerischen Stunden entstanden in der Folge seltsam bewegte, traumgleiche Gedichte und Novellen, die er — versunken — heiß liebte und — erwacht — verlachte und zerriß.

Des öfteren noch verließ er den Heimatort, um sich nach längerer oder kürzerer Zeit freiwillig wieder einzufinden, abgemagert, zerrissen, mit müden Gebärden und Blicken.

In den Nächten schrieb er. Es war merkwürdig, daß er, den eine übergute, liebende, verständnisvolle Mutter pflegte, in seinen Erzählungen und Gedichten diese gütige Frau in den Schmutz zog, sie sterben ließ, ihr fluchte. Kam der Mutter solch eine leidenschaftlich häßliche Arbeit in die Hand und weinte sie, die alles, nur nicht das, verstehen und fassen konnte, so weinte er mit ihr und streichelte und tröstete sie. Um in der nächsten Nacht wieder über sie und ihre Liebe zu spotten.

Er bestand das Abitur. Weniger durch klares Wissen, als durch einen meisterlichen Aufsatz und lebensfrische Übersetzungen. Seine Bahn schien ihm vorgezeichnet: philosophisch-literarisches Studium. Er studierte Jura.

Drei Wochen. Dann geriet er in lockere Gesellschaft, tobte durch Nacht und Tag, verliebte sich mehrere Male und begann — nach scheinbaren Mißerfolgen — zu trinken.

Als er aus dem Rausch erwachte, sich einer zerrütteten Gesundheit und ungeheuren Schulden gegenüber sah, überfiel ihn die alte Träumerei: gehetzt, mißachtet, voll Wut gegen alles Lebendige vernichtend durch die Welt zu gehen. Und mit einem Male nahm die gärende Masse feste, klare Formen an. Was in abertausend Einzelheiten durch das Hirn gegangen war, was er so oft verarbeitet hatte, fügte sich plötzlich zu einem mächtigen Körper, einem Drama.

Er schrieb. Mit zitterndem Leib in den Kaffeehäusern, über die Marmorplatte gebeugt, berauscht, todmüde des Nachts in seinem Zimmer. Da wurde der Wandermensch geboren, dem seine Mutter in einer irren Nacht in seinen Armen stirbt, aus deren erstarrendem Mund er wilden Haß und wütende Anklagen gegen das Vaterland in sich herüber saugt. Der, in die Heimat gelangt, als Fremder überall auf Mißtrauen stößt und argwöhnisch beobachtet wird, der kämpfend zwischen Liebe und Verachtung sein Heimatland verläßt, um in der Fremde wieder ruhig zu werden.

Es wächst der Haßgedanke in ihm, den in der Fremde die Abneigung seines Volkes nicht ruhen läßt, der in furchtbarem Kampf mit sich selbst zu der Überzeugung gelangt, sich und seine Mutter rächen zu müssen, bis er, überwältigt von der Größe seines eigenen Planes, am Morgen des Kampfbeginnes gegen sein Vaterland zusammenbricht und im Rausch stirbt.

Ende.

Als er den letzten Federstrich getan hatte, unternahm er etwas nie Gewesenes: er suchte den Weg in die Öffentlichkeit. Und fand ihn. Denn sein Stück wurde angenommen.

Aber die Proben verzögerten sich. Da ging er jeden Morgen, ehe der Betrieb einsetzte, und, umgeben von unpassenden Kulissen und in der verbrauchten Luft des vergangenen Abends, spielte er in verzückter Raserei sämtliche Rollen für sich durch. Es war ein grausig schöner Anblick.

Die Proben begannen. Er stand in den Kulissen und achtete auf jedes Wort, jede Bewegung. Schrie auf wie ein getroffenes Tier, wenn ein Schauspieler seinen Gedanken nur durch eine Handbewegung eine andere Deutung geben wollte. Seine Auseinandersetzungen mit dem Hauptdarsteller, einem bekannten Künstler, nahmen derartige Formen an, daß der Schauspieler seine Rolle niederlegte. Er übernahm sie an seiner Stelle.

Dadurch wurde er ruhiger. Selbst einbezogen in technische Fragen, selbst beteiligt an äußerlichen Einzelheiten, merkte er, daß er in manchem geirrt hatte. Aber sein Spiel war groß und schön, und die übrigen Mitwirkenden wurden mitgerissen.

Am Tage vor der Aufführung war es mit seinen Kräften zu Ende. Bleich, zitternd, aber klaren Kopfes übersah er nüchtern das Vergangene und Kommende. Man trug ihn nach Hause und pflegte ihn die letzte Nacht.

Eine Umbesetzung der Rolle war unmöglich.

Seine Mutter kam. Er weinte und streichelte sie, als müßte er sie wie früher um Verzeihung bitten. Sie aber koste ihren großen Jungen, und während die Angst um ihren abgezehrten, eingefallenen Sohn ihr fast die Sinne raubte, sagte sie immer und immer wieder: „Jetzt bist du ein berühmter Dichter!"

Er richtete sich im Bette auf und flüsterte mühsam: „Nur für dich, mein Liebchen, nur für dich spiele ich heute Abend."

Und nach einer Weile leise und müde: „Ich darf doch mit dir nach Hause?"

Der Abend. Das übliche, große Premierenpublikum, gelangweilt, gezwungen. In der Loge bangte die Mutter.

Er spielte. Zögernd zuerst, dann sicherer, ruhiger. Beifall. Er war unzufrieden und schalt sich feig.

Dann versank er langsam, ganz langsam in den alten Rausch. Und wie er spielte! Rasend, hingegeben, mit verzerrtem Gesicht, abwesend.

Der Beifall war ein Toben, er hörte ihn nicht mehr.

Er spielte, zuckend, fiebernd, nicht mehr Mensch. Die Menschen im Saale waren still. Sie hatten feierliche Gesichter und sahen nicht zur Bühne, sondern hinauf in das Dunkel der Decke, woher eine Stimme zu kommen schien. Aus einer anderen Welt, klagend, verzweifelt.

Und das Ende.

Er lag über dem Schanktisch, den Kopf nach dem Boden; Blut kam aus Mund und Nase und tropfte in dunklen Tropfen zur Erde. Seine Hände griffen wild und krampfhaft nach dem Leben, und sein zerfurchtes Gesicht wurde mild und glatt. Der unerbittliche Haß wandelte sich im Sterben zu stummem Flehen um Vergebung. An die Mutter, an die Menschen.

Die Menschen im Saal blieben noch lange nach dem Ende. Aber keine Hand rührte sich, und der Vorhang senkte sich nicht.

Im Tode verstanden die Menschen den Dichter und Schauspieler und sein Leben.

Der Verschwörer.

Historische Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Juarez hieb zornbebend mit der Faust auf den Tisch, daß der meldende Offizier jäh zurückfuhr und schrie: „Wer ist unter den Anführern der Verschwörer? Was sagen Sie? John Sobieski! Sind Sie des Teufels, Kapitän? Mein alter Mitkämpfer gegen Maximilian ein Aufrührer! Unmöglich!"

Der Präsident sprang auf und stürmte durch das Zimmer. Sein scharf geschnittenes indianisch-spanisches Profil hob sich wie ein kühner Raubvogelkopf von den hellen Fenstervorhängen ab. Dann blieb er vor dem Offizier stehen: „Kapitän, Ihre Spitzel scheinen verrückt zu sein! Wissen Sie denn nicht, daß Oberst Sobieski in Queretaro dem Halbzug Soldaten, die den Kaiser Maximilian füsilierten, den Feuerbefehl gab? Ist Ihnen nicht bekannt, daß Sobieski direkter Nachkomme des polnischen Königs Johann Sobieski ist, desselben berühmten Sobieski, der 1683 das von Kara Mustafa hart belagerte Wien befreite? — Hören Sie, stellt sich Ihre Meldung als falsch heraus, degradiere ich Sie!"

Bleich stand der Offizier. Die gelbledernen Backen zitterten. Seine Hand fuhr an die Mütze, und eisig klang es: „Ich fahre mit meiner Meldung fort. Wir haben festgestellt, daß Oberst Sobieski nicht aus eigenem Antrieb gegen den Staat meutert. Die schöne Tochter General Quivedas ist im Spiele."

Juarez blieb wie angewurzelt stehen. Die braune Röte seines Gesichts ging in gelbe Blässe über. Der Offizier lächelte kaum merklich in den Mundwinkeln. Juarez ergriff seine Reitpeitsche und schlug sie mehrmals sausend durch die Luft. Er schritt ans Fenster und schaute lange hinaus.

Als er wieder an den Tisch trat, war sein Gesicht eisern: „Überbringen Sie dem Oberkommandierenden meinen Befehl, die Verschwörer sofort zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Erweist sich Ihre Meldung als richtig, sind Sie am gleichen Tage Oberst. Ich danke!" Der Offizier entfernte sich mit einem Triumphblitzen in den Augen. —

Inez Quiveda war eine jener Schönheiten, wie sie die Blutmischung spanischer Eroberungsgeschlechter mit den Nachfahren der Azteken hervorgebracht hat. Sie schien die späte Blüte eines Jahrtausende alten Kulturstammes zu sein. Sie war jung, klug, kühn, ritt wie ein Caballero und war maßlos stolz und eigensinnig wie nur je eine schöne, verwöhnte Frau. So wollte sie auch durchaus nicht auf die ehrgeizigen Pläne ihres Vaters eingehen, den das heimliche Trachten nach dem Präsidentenstuhle oder gar nach der Kaiserkrone Mexikos, der alten Krone Montezumas, innerlich verzehrte und der für seine Ziele skrupellos die Schönheit seiner Tochter ins Treffen zu führen gedachte. Er sprach plötzlich auffallend viel von dem tapferen Sobieski, dem Königsblut durch die Adern rolle, und lobte ihn, dabei seine Tochter verstohlen anblickend. Inez durchschaute ihren Vater sofort. Sie wußte, daß er den Obersten Sobieski für seine ehrgeizigen Pläne brauchte. Sie erklärte ihm rundweg, daß sie Sobieski durchaus nicht kennen zu lernen wünschte. Quiveda brach die Unterhaltung ab und sagte nur noch, daß er den Oberst zum Abendessen eingeladen habe. Inez schwieg eisig.

Als Oberst Sobieski abends stattlich, elegant, jugendlich frisch, jeder Zoll ein Soldat, im Empfangszimmer auf Inez zuschritt, blieb sie wie erstarrt stehen und schaute den schönen Offizier wie gebannt an. Ihre Augen versanken in seinem kühnen Adlerblick. Der göttliche Funke sprang über, und aus diesem Augenblick erwuchs beiden eine leidenschaftliche Liebe, die nicht mehr verlöschen sollte.

Die nun folgenden wundervollen Wochen wurden eines Abends jäh durch das Klirren von Gewehrkolben auf den Steinplatten des Vorplatzes der Villa Quivedas unterbrochen. Quiveda und Sobieski sprangen erbleichend hoch. Sie wußten, was die Uhr geschlagen.

Quiveda stieß hervor: „Verraten! — Inez, verbrenne sofort die Aufmarschpläne!" Inez stürzte in jäh aufwallender Todesangst hinaus. Doch ein Offizier vertrat ihr den Weg. Soldaten stellten sich mit aufgepflanztem Bajonett neben die Tür.

Der Offizier trat vor: „Meine Herren, im Namen des Präsidenten bitte ich um Ihre Degen! Ich habe den Befehl, Sie zu verhaften!"

Er zeigte den Haftbefehl vor. Quiveda und Sobieski überreichten ihre Säbel. Quiveda verabschiedete sich kurz von seiner Tochter, die lange am Halse Sobieskis hing. —

Drei Tage später tagte das Kriegsgericht. Vor dem Tore des Gerichtsgebäudes stand ein junges, außergewöhnlich schönes Mädchen in dunklem Reitanzug. Das Pferd, ein starker Rappe, fraß aus einer Holzkrippe. Nur kurze Zeit verging bis zur Urteilsverkündigung: alle Verhafteten wurden zum Tode verurteilt. Als die junge Reiterin das Urteil hörte, sank sie ohnmächtig von der Treppe. Man hob sie auf. Sie erwachte jedoch rasch, richtete sich energisch auf und wußte sofort, was zu geschehen hatte. Sie bestieg eiligst ihr Pferd. Einen Augenblick später sprengte Inez Quiveda im schärfsten Galopp durch die Stadt nach Osten. Nun folgte jener berühmte Ritt nach dem 500 Kilometer entfernten Standquartier des Oberbefehlshabers.

Von Todesangst um den Geliebten getrieben, ließ Inez ihren Hengst rasen, als ritte sie einen feueräugigen Höllenrappen. Vorbei an stachligen Kakteenfeldern. Dämmerung der Urwälder umfing sie. Hochaufspritzend ging es durch Furten. Laut polternd klopften die Hufe über Holzbrücken und durch Dorfstraßen. Vorwärts Tag und Nacht. Jede Minute war kostbar. Reiten, reiten, reiten. — —

Dumpfer Trommelwirbel weckte vor Tagesanbruch die zum Tode Verurteilten. Roter Schein schwelender Pechfackeln irrlichterte durch die grauen Gänge des Gefängnisses. Gewehrkolben stießen dumpf auf. Von den Pritschen hoben sich bleiche, soldatisch beherrschte Gesichter. Zwischen zwei Gruppen Soldaten wurden die Verurteilten hinaus geführt nach den Schießständen. Die Trommeln wirbelten. Morgenluft wehte kalt. Graues Licht kam über ferne Berge.

Vor einer Mauer standen einzelne weiße Pfähle, hinter denen Gräber ausgehoben waren. Hier hielt die Abteilung. Ein Offizier trat vor und verlas das Urteil. Dann befahl er den Todgeweihten, vor die weißen Pfähle zu treten.

In diesem Augenblick klopften rasende Pferdehufe dumpf den weichen Boden. Am Eingang der Schießstände erschien ein Reiter und schwenkte etwas Weißes in der Hand. Wie der Teufel brauste der Rappe heran und hielt, sich aufbäumend, dicht vor dem Hinrichtungskommando. Das Pferd war dick mit Schaum überflockt. Eine Reiterin sprang vom Pferde und sank vor Ermattung in die Knie. Ein Offizier eilte hinzu. Sie hielt ihm ein Schreiben entgegen. Er reichte es dem kommandierenden Offizier. Es war die vom Oberbefehlshaber unterzeichnete Begnadigung für Oberst Sobieski. Das war der Erfolg des Rittes auf Leben und Tod.

Inez hatte nur die Begnadigung Sobieskis erreichen können. Sobieski bat, mit der Hinrichtung ihres Vaters zu warten, bis die Tochter außer Gehörweite sei. Das wurde gewährt. Inez verabschiedete sich von ihrem Vater. Ohnmächtig wurde sie vom Platze getragen. —

Sobieski war vor den finsteren Mündungen der Gewehre die Lust an gewagten Abenteuern vergangen. Vielleicht zeigten ihm auch die schönen Augen Inez' das Leben in einem andern Lichte. Jedenfalls verließen die beiden Mexiko für immer und ritten in die Vereinigten Staaten hinüber, wo sie ihr Dasein in Ruhe zu Ende lebten.

Abendlied.

Der Abend deckt die Erde
Mit breiten Flügeln zu.
Den Schäfer und die Herde
Umfängt der Hürden Ruh.

Laß ab, laß ab, mein Sinnen
Und folg dem großen Zug.
Was locket dich von hinnen
Der hellen Fernen Trug?

Die Stimmen all entschweben.
Nebel steigen leis.
Jedes kleine Leben
Rundet sich zum Kreis.

Hermann Claudius.



Bunte Chronik



* **Der Tod am Meeresstrande.** Auf eine furchtbare und seltsame Weise kamen vor kurzem eine Dame und ein Herr um, die als Kurgäste in dem Seebade Kittery Point im Staate Maine in Nordamerika weilten. Der Vorfall wurde von mehreren Leuten beobachtet, die auf einer Düne in der Nähe saßen, ohne daß man den unglücklichen Opfern der Katastrophe Hilfe bringen konnte. — An dem fraglichen Tage kamen die beiden Personen von einem längeren Strandspaziergange zurück und waren etwa noch einen Kilometer von den ersten Häusern des Badeortes entfernt, als aus dem sandigen Ufer um sie her und ebenso aus dem Meerwasser bis zu einer Entfernung von 12—15 Metern von der Küste überall große, schillernde Gasblasen aufstiegen, die sich in der Luft sogleich entzündeten. Die beiden Spaziergänger sowohl als auch die Zuschauer maßen der Erscheinung zunächst keine besondere Bedeutung bei, man hielt sie höchstwahrscheinlich für ein durch Sumpfgase verursachtes Naturschauspiel, ähnlich den Irrlichtern. Als sich aber die Flammen immer mehr ausbreiteten, bemerkten die Kurgäste auf der landeinwärts liegenden Düne, wie die Spaziergänger plötzlich unter lauten Hilferufen zu flüchten versuchten. Doch nach wenigen Minuten waren sie von einem Flammenmeer eingehüllt, das ihnen nach allen Richtungen hin die Fluchtmöglichkeit abschnitt. Bald konnte man nichts mehr von ihnen erblicken; der Strand brannte auf einer etwa 60 m langen Strecke lichterloh, und das laute, knatternde Geräusch, mit welchem die Gasblasen zerplatzten, war auf weite Entfernung hin zu hören. Da sich nun auch große Mengen schwefliger Säure entwickelten, deren betäubenden Geruch der Wind landeinwärts trug, so mußten die Leute auf der Düne flüchten. Sie liefen in den Ort und holten Hilfskräfte herbei, aber machtlos mußten diese alsbald ihre Versuche aufgeben und das unheimliche Ereignis sich vollenden lassen. Als nach etwa einer halben Stunde die Flammen erloschen waren, war es noch unmöglich, sich der Unglücksstätte zu nähern, denn der Sandboden war glühend heiß und die Luft mit giftigen Dämpfen erfüllt. Erst am anderen Tage konnte man daran gehen, die Leichen der Verunglückten zu bergen. Welche furchtbare Hitze die Selbstentzündung der Gase hervorgerufen hatte, geht daraus hervor, daß von den Leichen nichts mehr vorhanden war, als einige Knochenstückchen und Aschenreste. Man nimmt an, daß sich unter dem in Brand geratenen Gelände ein in der Entstehung begriffenes Kohlenlager befindet, das durch den Verkohlungsprozeß die leichtentzündlichen Gasmengen entwickelt. Der Schauplatz der Katastrophe ist im weiten Umkreise abgesperrt, und Geologen und andere Gelehrte sind mit der Erforschung des Gebietes beschäftigt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.